

Kritik der Positionalität.

Plädoyer für eine relationale Forschungspraxis und Verortung in den Sozial- und Kulturwissenschaften

Elena Backhausen

Abstract Der Beitrag übt Kritik an der Praxis der Positionalität, die in sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung vermehrt auf die Deklaration von Identitätskategorien verengt wird. Anstelle statischer, identitätszentrierter Selbstverortung wird eine relationale Perspektive gefordert, in der Positionen situativ entstehen und sich im Feld relational verschieben können. An sechs Kritikpunkten zeigt der Beitrag, dass Identität performativ, kontextabhängig und prozesshaft ist und Positionalität mithin konsequenterweise als relationale Ausrichtung verstanden werden muss.

Genese meiner Kritik und individueller Forschungskontext

Der Begriff der Positionalität sowie das damit verbundene Konzept sind in kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskursen längst etabliert und omnipräsent.¹ Als situierte, in Weltbezüge eingebundene

¹ Seit den 1980er Jahren hat die Notwendigkeit, die eigenen Einflüsse auf die Forschung zu reflektieren, in vielen Sozial- und Kulturwissenschaften eine längst überfällige Aufmerksamkeit erfahren, die als *reflexive turn* bezeichnet wird und insbesondere in der Sozialanthropologie und ihrer Hauptmethode, der Ethnografie, einen entscheidenden Perspektivwechsel veranlasste. Im Kontext von methodologischen Abhandlungen über qualitative Forschung begegnete ich häufiger sowohl dem Begriff der Positionalität als auch dem der Positionierung.

Kritik der Positionalität

und verbundene Subjekte können Forschende – so scheint in genannten Disziplinen konsensual anerkannt – keine vermeintlich objektive Wahrheit erkennen – denn „that view of infinite vision is an illusion“². Stattdessen sind sie durch ihre konkreten Körperlichkeiten, individuellen Erfahrungen und Sozialisationsprozesse sowie epistemischen Vorannahmen stetig in „partial perspectives“³ verhaftet. Diese sollen durch den Akt der Positionalität reflektiert und kenntlich gemacht werden. Im Sinne Donna Haraways sind solche Perspektiven nicht als epistemologische Defizite zu verstehen, sondern als produktive Grundlagen für „situated and embodied knowledges“⁴: Wissen ist stets situiert.

Als sehende Theaterwissenschaftlerin – in Wahrnehmung und visuellen Methoden geschult – wurde ich im Rahmen meiner promotionsbedingten Forschung zu Sehbehindertensport zunehmend mit Fragen nach meiner eigenen Situiertheit konfrontiert. Zum einen basierte meine Studie auf einem ethnografischen Zugang zum Feld sehbehinderter Menschen, wodurch mir mein eigenes Wirken im Forschungskontext stets bewusst war und ich mich kritisch mit meiner eigenen Körperlichkeit und Situiertheit auseinandersetzte. Zum anderen stellte mich die Logik meines spezifischen Forschungsfeldes vor die Herausforderung, sowohl meine methodischen Zugänge als Theaterwissenschaftlerin zu hinterfragen und anzupassen als auch die epistemologischen Grundlagen einer primär visuell ausgerichteten Disziplin zu reflektieren. Die Auseinandersetzung mit der Vorrangstellung der Visualität in einer okularzentrischen Kultur sowie deren implizite Annahmen über den Zusammenhang von

² Haraway, Donna: „Situated Knowledge. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective“, in: *Feminist Studies* 14(3) (1988), S. 575–599, hier: S. 582.

³ Ebd., S. 583.

⁴ Ebd.

Wahrnehmung und Erkenntnis zwang mich dazu,⁵ meine eigene Sehfähigkeit nicht nur als körperliche Gegebenheit, sondern auch als erkenntnistheoretisch wirksame Position zu verstehen. Da Erkenntnis stets als verkörpert und von einem bestimmten Standpunkt aus zu begreifen ist, wendet sich Haraway gegen die Vorstellung eines „gaze from nowhere“ und markiert die „embodied nature of all vision“⁶. Gerade die Verschränkung von Visualität und Wissenschaft führt zu kritischen Fragen, die sich in Anlehnung an Haraway wie folgt formulieren lassen: „How to see? Where to see from? What limits to vision? What to see for? Whom to see with? Who gets to have more than one point of view? Who gets blinded? Who wears blinders? Who interprets the visual field?“⁷ Methodisch priorisierte ich entsprechend Interviews – und damit die Stimmen sehbehinderter Sportler*innen sowie deren phänomenologische Erfahrungen – und distanzierte mich zunächst von visuell geleiteten Methoden wie der teilnehmenden Beobachtung oder der Aufführungsanalyse sportlicher Performances.⁸

⁵ Siehe hierzu weiterführend: Jay, Martin, *Downcast Eyes: The Denigration of Vision in Twentieth-Century French Thought*. Berkeley 1994, sowie Crary, Jonathan: *Techniques of the observer: On Vision and Modernity in the Nineteenth Century*. Cambridge 1992.

⁶ Ebd., S. 581.

⁷ Ebd., S. 587.

⁸ Auch wenn sich die Kulturwissenschaftlerin Karin Harrasser eingehend mit der medialen Repräsentation des Behindertensports befasst und dabei Werbekampagnen der Paralympischen Spiele durch die Linse sozialer Theorien analysiert, stellt sie zu Beginn ihres Artikels „Superhumans-Parahumans. Disability and Hightech in Competitive Sports“ einen klaren Bezug zur visuell dominierten Inszenierung sportlicher Leistungen im Kontext des Behindertensports her: „The visual language of the Paralympic Games 2012 provides a good point of departure to examine how public perception of disability in sports and, perhaps of impairment in general, has changed in recent years.“ Solche ‚Ausgangspunkte‘ stützen sich primär auf aufführungsanalytische und visuell herstellbare Ansätze, denen ich ein Gegengewicht liefern möchte. Harrasser, Karin: „Superhumans-Parahumans: Disability and Hightech in Competitive Sports“, in: Anne Waldschmidt/Hanjo Berressem/Moritz Ingwersen (Hg.), *Culture – Theory – Disability*. Bielefeld 2017, S. 171–184, hier: S. 171.

Kritik der Positionalität

Die Verbindung von Forschungspraxis und der Auseinandersetzung mit meiner eigenen Situiertheit ließ in mir die grundsätzliche Frage entstehen, wie die Praxis der Positionalität konkret umgesetzt werden kann. Daraus entwickelte sich die These, dass ihr mitunter eine missverständliche Grundannahme von Positionalität zugrunde liegt – nicht zuletzt bedingt durch semantische Konnotationen: Positionalität ist keine statische Fixierung der eigenen Person, sondern sollte als relationaler Aushandlungsprozess verstanden werden. Was bedeutet es, sich zu positionieren und wie kann eine gelungene Praxis dessen aussehen? Diese Frage mündete in eine vertiefende Auseinandersetzung mit dem Konzept der Positionalität. Denn in ihren etablierten Umsetzungsformen geriet diese zunehmend in Spannung zu jenen theoretischen Perspektiven, die auf Relationalität beruhen und die zugleich mein theoretisches Verständnis von Behinderung prägen. So widerspricht das relationale Modell von Behinderung,⁹ das meine Forschung theoretisch begleitet, der häufig eher solipsistisch ausgerichteten Praxis der Positionalität, die mit Ansätzen der Relationalität konfligiert.

Da die Praxis der Positionalität – insbesondere in theaterwissenschaftlichen Forschungsansätzen, die durch die stetige Auseinandersetzung mit der eigenen Wahrnehmung und Leiblichkeit geprägt sind – eine zentrale Rolle spielt, erscheint es mir notwendig, sie methodologisch aufgrund ihrer Verengung auf das ‚Eigene‘ zugunsten relationaler Perspektivierungen infrage zu stellen.

⁹ Das relationale Modell von Behinderung folgt dem Ansatz, Behinderung als eine „relationship“ zu verstehen: „it is relative to the environment. It is also situational rather than an always present essence of the person: A blind person is not disabled when speaking on the telephone, and is exceptionally able when the lights have gone out.“ Tøssebro, Jan: „Introduction to a special issue: Understanding disability“, in: *Scandinavian Journal of Disability Research* 6(1) (2004), S. 3–7, hier: S. 3.

Ziel ist es, die in der Theaterwissenschaft ohnehin präsen- tation zu eigenen Wahrnehmen produktiv herauszufordern. Für all jene Prozesse der Auseinandersetzung mit Wahrnehmung und Situa- tioniertheit rege ich daher an, die Praxis der Positionalität sowie ihren sich verselbstständigenden Gestus der Identitätsbekundung kritisch zu reflektieren – und sie im Sinne einer relationalen Re-Positionie- rung für jeden individuellen Forschungsansatz und -ausrichtungen weiterzudenken.¹⁰

Positionalität – starting with good intentions

Positionalität markiert die Fähigkeit zur Selbstreflexivität und for- dert implizit, die eigene Identität¹¹ offenzulegen, die oftmals der Heidegger'schen „Geworfenheit“¹² entspricht und somit eher einer essentialisierenden Kategorisierung der eigenen Person gleich- kommt. In diesem Sinne müssen die eigenen Identitätskategorien und Sozialisationsprozesse transparent gemacht werden, um die Ge- fahr aus dem Weg zu räumen, den eigenen Bias, die eigenen Privile- gien und Machtauswirkungen gegenüber dem zu beforschenden Feld zu übersehen. Die Anthropologin Soyini Madison präzisiert diese Intention in ihrem Buch *Critical Ethnography* und verweist auf den positiven Mehrwert kritischer Selbstbetrachtung:

¹⁰ Folgende Kritik ist Teil meiner methodologischen Reflexion, wie sie in meiner Dis- sertation *Performanzen der Un:abhängigkeit. Interdependente Praktiken im Sehbe- hindertensport* dargelegt wurde. Die Dissertation wurde im April 2025 am Institut für Film-, Theater-, Medien- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universi- tät Mainz eingereicht.

¹¹ Ich verwende den Begriff ‚Identität‘, da er im Diskurs um Positionalität etabliert ist. Im Rahmen meiner Argumentation erscheint jedoch die Bezeichnung ‚Differenzka- tegorie‘ als geeigneter, da sie semantisch verdeutlicht, dass Identität stets durch Diffe- renzierungen – und damit nur in Bezug auf Relationalitäten – konstruiert wird, wodurch sich wiederum das Verständnis der eigenen Identität formt.

¹² Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*. Tübingen 1967, S. 135; 175.

Kritik der Positionalität

A concern for positionality is a reflexive ethnography; it is a turning back on ourselves. When we turn back on ourselves, we examine our intentions, our methods, and our possible effects. We are accountable for our research paradigms, our authority, and our moral responsibility relative to representation and interpretation.¹³

In Madisons Worten deutet sich meiner Meinung nach jedoch die problematische Engführung von Positionalität und Selbstreflexivität an, die dazu führt, dass unter der notwendig kritischen Selbstbetrachtung oftmals nur die Auflistung identitätsweisender Schlagworte verstanden wird. Denn zu verzeichnen ist, dass Positionalität zunehmend als *identity claim* missverstanden und mithin auf ein Statement reduziert wird, das unterm Strich nur noch wenig mit anhaltender Selbstreflexion zu tun hat – die nämlich nicht erst im Prozess des Schreibens, sondern während der gesamten Forschungsphase essenziell ist. Zudem erscheint es naheliegend – wie bereits thematisch angesprochen –, den Begriff der Positionalität aufgrund semantischer Fehlschlüsse zu verwerfen. Denn er suggeriert irrtümliche Konnotationen der Standhaftigkeit, Starre, Inflexibilität und Festigkeit, von denen ich mich bewusst distanzieren und somit das Konzept der Positionalität bzw. der Positionierung in wissenschaftlichen Diskursen im Dienste relationalen Denkens als Modus Operandi kritisieren und überkommen möchte.

Abseits des semantischen Missverständnisses und der verkürzenden Gleichsetzung von Selbstreflexivität und Positionalität sind sechs weitere Punkte für meine Kritik an Positionalität ausschlaggebend, die ich nachfolgend synoptisch ausführe: Ihr Selbstverständlichkeitscharakter (1), die jeweilige Missachtung von kollektiver Positionalität (2), von humandifferenzierenden Gradualisierungen (3), performativen Resignifikationen von Identität (4) sowie von

¹³ Madison, Soyini: *Critical Ethnography: Method, Ethics, and Performance*. Thousand Oaks 2020, S. 6–7.

Verfestigungs- und Reproduktionstendenzen von Machtasymmetrien durch Deklarationen (5). Schlussendlich kritisiere ich den oftmals erst im Prozess der Verschriftlichung von Forschungsdaten stattfindenden Einmaligkeitscharakter der Positionierung, wodurch diese zu einem Akt der Retrospektion wird, in der sich Forschende erst nachträglich darüber Gedanken machen, wie ihre Positionierung schriftlich vermittelt werden kann (6). Vorab möchte ich betonen, dass ich die Intentionen des Positionalitätskonzepts sowie die Offenlegung eigener Situiertheit ausdrücklich befürworte – insbesondere in Forschungskontexten mit marginalisierten Gruppen halte ich diese Praxis für überfällig und notwendig. Meine Kritik zielt daher nicht auf die Grundidee selbst, sondern darauf, das Konzept herauszufordern und insbesondere seine Umsetzung im Hinblick auf eine relationale Forschungspraxis zu hinterfragen und neu auszurichten.

Selbstverständlichkeitscharakter

Die Anthropologin Jennifer Robertson konstatiert in ihrem Artikel „Reflexivity Redux“, dass Reflexivität, also „the capacity of any system of signification, including a human being – an anthropologist – to turn back upon or to mirror itself“¹⁴, im ethnografischen Arbeiten mittlerweile als selbstverständlich erachtet wird. Doch in Kontexten, in denen Prozesse des Reflektierens und Positionierens aus einer kritischen Haltung heraus zum guten Ton gehören und als selbstverständlich erscheinen, erweist sich die Ausführung nicht selten als kontraproduktiv. Eine unkritische Akzeptanz und Affirmation ebendieser Selbstverständlichkeit der Identitätsbekundung, der

¹⁴ Robertson, Jennifer: „Reflexivity Redux: A Pithy Polemic on ‚Positionality‘“, in: *Anthropological Quarterly* 75(4) (2002), S. 785–792, hier: S. 785.

Kritik der Positionalität

sich Wissenschaftler*innen in vielen Disziplinen gegenüber konsensual verhalten, verfehlt nicht selten den beabsichtigten Zweck.¹⁵ Denn was einen Selbstverständlichkeitscharakter trägt, führt nur bedingt zu einer wirklich kritischen Auseinandersetzung, sondern verkommt vielmehr zu einer Blaupause. Robertson erkennt in der ‚kritisch-motivierten‘ Positionalität der Forschenden die Gefahr, dass diese lediglich einem Selbstzweck diene und Identitätskategorien als „ready to wear products of identity politics“¹⁶ verwendet werden, die sich entweder als Sprungbrett der Forschenden oder Einfallstor für Kritik an ihnen herausstellen können. Forschende versichern sich selbst ihrer kritischen Haltungen, indem sie ihre Fähigkeit zur Reflexivität über Kundgaben ihrer Situiertheit unter Beweis zu stellen glauben.

Missachtung kollektiver Positionalität

Wenngleich die Forderungen nach einem Bewusstsein für die eigene Situiertheit, die seit Haraways Thesen aus *Situated Knowledge* längst und zurecht kanonisch geworden sind, ihre Berechtigung haben, missachten identitätszentrierte Umsetzungen, dass Situiertheit zwar durch prägende Faktoren wie Herkunft und Sozialisation bestimmt wird, Situiertheit sich aber eben auch – ähnlich wie Behinderung – relational konstruiert, sich also stets im konkreten Bezug zu anderen

¹⁵ Auch noch in den 1970er Jahren, in denen der *reflexive turn* einsetzte, wurde Reflexivität vorwiegend als Korrektiv zu einer Art des ethnografischen Schreibens bezeichnet, bei der Faktenmaterial von einem allwissenden, aber unsichtbaren Autor-Erzähler präsentiert wurde, dessen Methoden der Feldforschung und Datenerhebung nicht immer offensichtlich waren und der sich nicht mit den Auswirkungen seiner Anwesenheit auf andere befaste, geschweige denn mit den verschiedenen Auswirkungen, die andere auf ihn oder sie gehabt haben könnten. Vgl. Robertson, „Reflexivity Redux“, S. 788.

¹⁶ Ebd., S. 788.

verhält und entworfen wird. Im Zuge einer Abkehr von Vorstellungen wissenschaftlicher Objektivität, die Haraway als „the god trick“¹⁷ kritisiert, plädiert sie für die Sichtbarmachung jener Relationalitäten, aus denen die eigene Position – und damit unser epistemischer Standpunkt, der bestimmt, was, wann und wie wir etwas wahrnehmen – als situierte und „partial perspective“ hervorgeht. Diese Relationalitäten sollen explizit jenen „various forms of unlocatable, and so irresponsible, knowledge claims“¹⁸ entgegentreten, die Objektivität bislang als vermeintlich neutralen „view from above“ zu erschaffen glaubten. „Partial perspectives“ sollen durch den Gestus des Positionierens sichtbar, lesbar, wahrnehmbar gemacht und reflektiert in den Forschungsprozess eingebracht werden. Haraways Ausführungen zum situierten Wissen scheinen in referenziellen Bezugnahmen häufig auf den Begriff der Situietheit reduziert, dessen Konzept durch ähnliche Kurzschlüsse wie jenen zur Selbstreflexivität an Komplexität eingebüßt hat. So hat Haraway sich nie für eine eindimensionale Situietheit des einzelnen Subjekts ausgesprochen, sondern sich aus feministischer Perspektive einen Zusammenschluss diverser Wissenspositionen gewünscht, denn „[s]ituated knowledges are about communities, not about isolated individuals“.¹⁹ Haraway argumentiert in ihrem Denken der stetigen Bezüglichkeit „for politics and epistemologies of location, positioning, and situating, where partiality and not universality is the condition of being heard to make rational knowledge claims“.²⁰ Das Ziel situierten Wissens ist mithin niemals eine rein solipsistische Introspektion, sondern „the joining of partial views and halting voices into a collective subject position that promises a vision of the means of ongoing finite

¹⁷ Haraway „Situated Knowledge“, S. 581.

¹⁸ Ebd., S. 583.

¹⁹ Ebd., S. 590.

²⁰ Ebd., S. 589.

Kritik der Positionalität

embodiment, of living within limits and contradictions – of views from somewhere“.²¹ In der verknüpften Auslegung dient das Sichtbarmachen und Veräußern eigener Situiertheit somit vielfach nur einer Legitimation des eigenen Forschungsvorhabens und übergeht dabei in einem weiteren Schritt humandifferenzierender Heuristik zufolge zudem die kontextgebundenen Gradualisierungen von Identitätskategorien.²²

Missachtung humandifferenzierender Gradualisierungen

Gemäß der Theorie der Humandifferenzierung²³ des Soziologen Stefan Hirschauer und ihrer Herausstellung unterschiedlicher ‚Aggregatzustände‘ von Differenzierungen – also der Annahme, dass sich Differenzierungen je nach Kontext, Zeit und situativer Relevanz ‚verfestigen‘ oder ‚verflüssigen‘ und somit auch irrelevanter werden können – müsste doch eigentlich vorrangig die kontextgebundenen Ir/Relevanzen von Differenzierungen analytisch erfasst werden: Wann und durch welche Faktoren, Zusammenkünfte und konkreten Konstellationen *mit* anderen Menschen werden eigene

²¹ Ebd., S. 590.

²² Vgl. Hirschauer, Stefan: „Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit“, in: ders. (Hg.), *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist 2017, S. 29–54, hier: S. 51.

²³ Humandifferenzierung versteht sich als „Forschungsansatz, der Unterschiede zwischen Menschen als Prozesse der Differenzierung temporalisiert und diese aneinander relativiert“ Dizdar, Dilek et al.: „Humandifferenzierung. Disziplinäre Perspektiven und transdisziplinäre Anchlüsse“, in: dies. (Hg.), *Humandifferenzierung. Disziplinäre Perspektiven und empirische Sondierungen*. Weilerswist 2021, S. 7–31. Die Humandifferenzierung untersucht, wie Menschen sich zur Orientierung in der Welt fortlaufend aufgrund einer notwendigen Bewältigung der Informationen, die auf Menschen einwirken, unterscheiden und unterschieden werden, „indem sie Menschen kategorisieren und klassifizieren und damit gesellschaftliche Komplexität reduzieren“ (Dizdar et al. 2021, S. 21). Dabei werden diese etlichen Unterscheidungen entsprechend als kontingente und soziale Ordnungsprozesse eines *doings* verstanden und sind somit variabel, situativ, irrelevant oder relevant, da sie ‚gemacht‘ werden.

Kategorisierungen im Sinne eines *doings* herauf- oder eben auch heruntergefahren. Im Sinne der Humandifferenzierung würde es mit- hin um die Frage gehen, „welche Wahlverwandtschaften ausge- wählte Zugehörigkeiten miteinander eingehen beziehungsweise welche Abstoßungsverhältnisse sie unterhalten“²⁴ und somit erforder- lich, die eigenen Zugehörigkeiten stets situativ und neu zu ver- handeln. So kann die Relevanz meiner eigenen Humankategorien nur in Bezug und durch das Ausrichten auf andere Menschen und deren Humankategorien bestimmt werden. Ist beispielsweise Ge- schlecht irrelevant, wenn ich über diese Zugehörigkeit mit anderen eine Wahlverwandtschaft eingehe? Und wird es gerade dann bedeut- sam, wenn es in bestimmten Situationen durch Mechanismen der Abgrenzung – durch Abstoßungsverhältnisse – situativ ‚gemacht‘ und somit hervorgebracht wird? Eine Fokussierung auf relational entstehende Konstellationen zum Herausfiltern, welche meiner Dif- ferenzierungen relevant sind, kann ja aber lediglich im Feld vor Ort vorgenommen und nicht im Stillen am Schreibtisch mit überzeug- ter Finalität bestimmt werden. Denn der Einmaligkeitscharakter der gängigen Positionierungspraxis verwehrt sich den kontingenten Momenten vom gelegentlichen „Aufrufen und Aufflackern“ sowie „Abweisen und soziale[n] Vergessen von Zugehörigkeiten“²⁵. Schließlich bedeute die Vorstellung, eine feste „Identität zu haben“, nach Hirschauer „dauerhaft einen inneren Ausweis mit sich herum- zutragen“²⁶, der durch vermeintliche Beständigkeit und Essentiali- sierung weniger zum Nivellieren von Kategorisierungen führen könne – was beispielsweise Machtverhältnisse situativ auch abbauen könnte –, sondern einseitig immer nur zu deren Verstetigungen führe. Denn Identitäten sind nach Hirschauer kurzum „biografische

²⁴ Hirschauer, „Humandifferenzierung“, S. 51.

²⁵ Ebd., S. 51.

²⁶ Ebd., S. 48.

Kritik der Positionalität

Verhärtungen eines Selbstverständnisses.“²⁷ Eher festere Identitätskategorien wie Geschlecht, ethnische Herkunft, Sozialisation und Klasse, die Hirschauer aufgrund gedanklicher Selbstreduktion kritisch als „Autostereotypen“²⁸ bezeichnet und die häufig in der Bekanntgabe von Positionalitäten implizit ‚abgefragt‘ werden, verdecken zudem tendenziell ihre eigene komplizierte Geschichte. Sie seien laut Robertson nicht in der Lage, die vielfältigen und sich ständig verändernden Arten und Weisen zu berücksichtigen, in denen Forscher*innen sich selbst darstellen und mit denen sie von anderen im Feld wahrgenommen werden.²⁹ Sie übergehen die Fluidität von Repräsentation und Wahrnehmung und verfehlen dabei den gutgemeinten Anspruch, forschende Subjekte in ihren eigenen komplexen Geschichten sicht- und hörbar werden zu lassen, wenn die Situation dies ethisch verlangt. Denn indem Forschende sich *a priori* des Felds einmalig festschreiben bzw. festzuschreiben glauben, entkoppeln sie sich zugleich aus dem Prozess des Veränderbaren und von dem für mein theaterwissenschaftliches Denken und Arbeiten theoretisch stets zentralen Verständnis von Subjektivierungstechniken als Performanz.

Missachtung performativer Resignifikationen von Identität

Starr anmutende Positionalitätsbekundungen verschließen sich der performativen Dimension von Identität, die den einzelnen Identitätskategorien theoretisch paradoxerweise ja längst überzeugend zugrunde liegt. Möglichkeiten der Resignifikation eröffnen sich nicht ausschließlich durch das Handeln und Sprechen durch die Menschen

²⁷ Ebd., S. 48.

²⁸ Ebd., S. 48.

²⁹ Vgl. Robertson, „Reflexivity Redux“, S. 790.

im Feld – wie die Theorie der Performativität ja durchaus annimmt –, sondern sie liegen auch meinen eigenen Äußerungen und Verhaltensweisen entsprechend *in situ* zugrunde. In jenen Möglichkeiten der Resignifikationen des Subjekts besteht allgemein gesprochen das Potenzial zur Umdeutung und Entwicklung. Dieses sollte unangefochtenes Ziel jeder Forschung sein. Formen reflexiver und relationaler Selbstpositionierung mit einer Offenheit zur Resignifikation verstehe ich mit dem Soziologen Saša Bosančić demnach als

die mehr oder weniger eigensinnige und kreative Auseinandersetzung mit Subjektpositionen und diskursiven Selbst- und Weltdeutungsangeboten, die reflexiv oder reflexhaft erfolgen kann. Dabei wird davon ausgegangen, dass Selbst-Positionierungen stets mit Re-Signifikationen, das heißt mit Veränderungen und Abweichungen einhergehen.³⁰

Bosančić stützt seine Überlegungen auf die theoretischen Grundlagen von Judith Butlers Konzept der Performativität und markiert die Positionen des Subjekts als reflexiv. Performativität wird bei Butler am treffendsten damit beschrieben, dass sie „not as a singular or deliberate ‚act‘, but rather, as the reiterative and citational practice by which discourse produces the effects that it names“³¹ verstanden werden muss. Nach Butler bedarf es iterativer Prozesse, um Normen und Zuschreibungen in der Wiederholung aufzubrechen. Das Subjekt kann Veränderungen in der Welt sowie Resignifikation seiner Positionierung durch eine Bereitschaft stetiger Offenheit für das Ausführen von Praktiken bewirken, insofern es sich trotz oder gerade aufgrund des performativ-zitativen Akts der Identität als veränderbar begreift. Denn Butler betont, „[n]orms are not simply imprinted on us [...]. Rather, they inform the lived modes of

³⁰ Bosančić, Saša: „Selbst-Positionierung zwischen Reflexivität, Eigen-Sinn und Transformation. Die Forschungsperspektive der Interpretativen Subjektivierungsanalyse“, in: Lessenich, Stephan (Hg.), *Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016. Deutsche Gesellschaft für Soziologie*. 2017, S. 1–10, hier: S. 5.

³¹ Butler, Judith: *Bodies that matter*. New York/London 1993, S. 2.

Kritik der Positionalität

embodiment we acquire over time, and those very modes of embodiment can prove to be ways of contesting those norms, even breaking with them“³². Unter Einbeziehung von Butlers psychoanalytischen Überlegungen lässt sich sagen,

identifications belong to the imaginary; they are phantasmatic efforts of alignment. [...] Identifications are never fully and finally made; they are incessantly reconstituted. Constantly marshalled, consolidated, re-trenched, contested and, on occasion, forced to give way.³³

Auch Positionalität sollte bestenfalls die Offenheit wahren, Identitäten als „never fully and finally made“³⁴ zu begreifen.

Missachtung von Verfestigungs- und Reproduktionstendenzen von Machtasymmetrien durch Deklarationen

Positionalität bzw. der Modus der Selbstreflexion befähigt dazu, die eigenen Verflechtungen in Machtverhältnisse offenzulegen und diese gleichsam zu kritisieren. „Positionality is vital because it forces us to acknowledge our own power, privilege, and biases just as we denounce the power structures that surround our subjects“³⁵, betont Madison. Fragen nach der eigenen Situiertheit sollten Madison folgend jene nach Macht und ‚Wahrheit‘ nicht vernachlässigen. Denn gerade, wenn ich mich als Wissenschaftlerin in ein wissenschaftsfernes Feld begeben, obliegt mir, Diskurse verantwortungsvoll zu beeinflussen. Im Anschluss an Michel Foucault verstehe ich ‚Wahrheit‘ als Produkt von Diskursen, das von Machtstrukturen vereinnahmt und zugleich hervorgebracht wird. Foucault markiert, „daß die

³² Butler, Judith: *Notes toward a performative theory of assembly*. Cambridge/London 2015, S. 63.

³³ Butler, *Bodies that matter*, S. 105.

³⁴ Ebd.

³⁵ Madison, *Critical Ethnography*, S. 6.

Wahrheit weder außerhalb der Macht steht noch ohne Macht ist“³⁶. Die Abhängigkeit von ‚Wahrheit‘ und Macht ist gerade in wissenschaftlichen Forschungskontexten nicht zu verleugnen,³⁷ sie ist also eher etwas, das wir kreieren und schaffen, als etwas, auf das wir durch Wahrheitssuche und Forschung stoßen. „Die Wahrheit ist von dieser Welt; in dieser wird sie aufgrund vielfältiger Zwänge produziert“³⁸ und im „Kampf um die Wahrheit“ gehe es laut Foucault nicht um die „wahren Dinge, die zu entdecken oder zu akzeptieren sind“, sondern ‚Wahrheit‘ bedeute ein „Ensemble der Regeln, nach denen das Wahre vom Falschen geschieden und [...] mit spezifischen Machtwirkungen ausgestattet wird“³⁹.

Die Hermeneutische Wissenssoziologie erkennt,⁴⁰ dass die von Handlungssubjekten im Feld „selbständigen Neuauslegungen des vorgefundenen Wissens [...] (ebenfalls als Wissen) ihrerseits wieder in das gesellschaftliche Handlungsfeld eingespeist“ werden und es somit „verändern“.⁴¹ Entsprechend haben alle Beteiligten eines Forschungsprozesses im relationalen Verständnis eine Verantwortung im Sinne einer „response-ability“⁴² gegenüber der Produktion von

³⁶ Foucault, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin 1978, S. 51.

³⁷ Vgl. ebd., S. 50–53.

³⁸ Ebd., S. 51.

³⁹ Ebd., S. 53.

⁴⁰ Die Hermeneutische Wissenssoziologie nach Jo Reichertz untersucht, wie Wissen in sozialen Kontexten entsteht und durch soziale Praktiken sowie Interaktionen geprägt wird. Reichertz verbindet hermeneutische Prinzipien des Verstehens mit soziologischen Aspekten und betont, dass Wissen immer in sozialen Strukturen eingebettet ist. Damit wird die klassische Hermeneutik auf die Soziologie erweitert, indem er den sozialen Kontext und die Prozesse der Wissensproduktion in den Mittelpunkt stellt. Vgl. Reichertz, Jo: „Hermeneutische Wissenssoziologie“, in: Buber, Renate/Holzmüller, Hartmut (Hg.), *Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen*. Wiesbaden 2007, S. III–125.

⁴¹ Ebd., S. 118.

⁴² Mit dem Begriff *response-ability* bezieht sich Karen Barad in Anlehnung an Haraway – beide Denker*innen ziehen in ihrem Denken nicht nur menschliche, sondern explizit auch nicht-menschliche Entitäten ein –, auf die Verantwortung, die wir

Kritik der Positionalität

Wissen. Mit diesem Verständnis sehe ich es als meine Aufgabe, mein eigenes Forschen sowohl als Prozess einer Aufrechterhaltung bestehender Wissensdiskurse zu erkennen; zugleich jedoch durch dieses Bewusstsein auch Möglichkeiten zur Irritation bestehender Wissensdiskurse zu nutzen und entsprechend eine Unter- und Aufbrechung hegemonialer Diskurse anzustreben. Diesem Ansatz sei bspw. insofern Rechnung zu tragen, als dass Stimmen interviewter Personen unverfälscht wiedergegeben werden und bei interpretativen Auslegungen stets mitreflektiert werden muss, dass diese immer nur eine mögliche Exegese präsentieren.

Doch ebenso wie bereits in Bezug auf Identitätskategorien beschrieben, führt auch das wohlintendierte Sichtbarmachen von Privilegien nicht selten durch die diskursive Reproduktion zur deren Erhärtung. So arbeiteten bspw. Jasmine Gani und Rabea Khan die Fallstricke verschiedener Deklarationen von Privilegien – in ihrem aktuellen Artikel konkret hinsichtlich kolonialistischer Tendenzen – heraus:

Declaration of positionality and the confession of privilege as a way of revealing unequal power dynamics in knowledge production has become an increasingly encouraged reflexive practice [...]. However, we interrogate the potentially negative implications of this methodology, occurring through a reification of material, assumed, and imagined hierarchies between people, which then is advertised and (re)produced by its utterance.⁴³

gegenüber denjenigen Entitäten haben, die in unser Denken integriert werden. Daraus leitet sich unweigerlich die Forderung ab, diesen einbezogenen Entitäten eine bedingungslose Verantwortlichkeit entgegenzubringen. Barad, Karen: „Troubling Time/s and Ecologies of Nothingness. Re-turning, Remembering, and Facing the Incalculable“, in: Fritsch, Matthias (Hg.), *Eco-Deconstruction. Derrida and Environmental Philosophy*. New York 2018, S. 206–248, hier: S. 237; Haraway, Donna: *Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene*. Durham 2016, S. 35.

⁴³ Gani, Jasmine/Khan, Rabea: „Positionality Statements as a Function of Coloniality: Interrogating Reflexive Methodologies“, in: *International Studies Quarterly* 68(2) (2024), S. 1–13, hier: S. 1.

Solche Kritik lässt sich strukturell auch auf andere Bereiche marginalisierter Gruppen übertragen. Somit kann – Gani und Khan folgend – eine Bekanntmachung von Privilegien unbeabsichtigt dazu führen, – insbesondere lediglich imaginierte und in sich diskriminierende – Hierarchien zwischen Individuen zu legitimieren und zu versiegeln. Damit meine ich, dass das Benennen eines Machtverhältnisses – wie bspw. eine vermeintliche Überlegenheit in postkolonialen Kontexten – in vielen Bereichen bestehende Asymmetrien verfestigen kann, die allein durch den kontinuierlichen Verweis darauf fortbestehen und dadurch selbst diskriminierend sind. Abgesehen davon, dass es im direkten Kontakt mit Menschen mit Behinderung keines Feingefühls bedarf, zu erkennen, dass es weder hilfreich noch besonders sensibel wäre, über die eigenen körperlichen Fähigkeiten zu sprechen, wenn nicht explizit danach gefragt wird, kann auch die nachträgliche Betonung von Ungleichheiten in bestimmten Kontexten trotz guter Absichten dazu beitragen, diese weiter zu verstärken.

Mit der Foucault'schen Überzeugung, dass Wissen und Macht verwoben sind, muss Forschung zu Menschen mit Behinderung der ethischen Verantwortung folgen, Machtungleichheiten durch Generieren von Wissen während und nach der Forschungszeit nicht zu reproduzieren. Die Frage ist lediglich, ‚wie‘ dies geschehen kann und dieser Verantwortung sollte sich jede Forschung individuell stellen. Meine Absicht ist nicht, Kritik an der notwendigen Sensibilisierung für Machtungleichheiten zu üben, sondern an der Etablierung einer vermeintlich universalen Praxis, die Allgemeingültigkeit beansprucht und dabei die dynamischen Wechselwirkungen innerhalb des Felds außer Acht lässt. Vielmehr konnte ich während meiner Forschungszeit Beziehungen zu den sehbehinderten Sportler*innen aufbauen, etwa durch gemeinsame Gespräche, Abendessen oder

Kritik der Positionalität

Autofahrten, in denen wir herausfanden, worin wir uns ähneln: Sei es im Musikgeschmack, in der Qualität unseres Schlafs der vergangenen Nacht oder in unseren Essenspräferenzen. Solche Erkundungen von Gemeinsamkeiten in Gesprächen – und selbstverständlich auch Unterschieden –, die sich jenseits des dis*ability-Spektrums befinden,⁴⁴ fördern Verbindungen und tragen dazu bei, diskursive Asymmetrien situativ abzubauen.

Im Anklang an Ansätze der hermeneutischen Wissenssoziologie und Interpretativen Subjektivierungsanalyse⁴⁵ verstehe ich sowohl mich selbst als auch die Menschen in meinem Forschungsfeld mit dem Soziologen Jo Reichertz als paritätische Handlungssubjekte eines relationalen Netzwerks, die

hingestellt und sozialisiert in historisch und sozial entwickelte und abgesicherte Routinen und Deutungen des jeweiligen Handlungsfeldes (Muster, Typen, Ordnungen, Strukturen) – diese einerseits *vorfinden* und sich aneignen (müssen), andererseits diese immer wieder neu ausdeuten und damit auch ‚eigen-willig‘ *erfinden* (müssen).⁴⁶

⁴⁴ Hierbei geht es mir darum darauf hinzuweisen, dass die Kategorien Behinderung/Nicht-Behinderung nicht notwendigerweise kontinuierlich verhandelt werden, sondern dass sich Differenzen oder Gemeinsamkeiten auch jenseits dieser Zuschreibungslogik ausfindig machen können – wodurch die Kategorie situativ an Relevanz verlieren oder gar gänzlich in den Hintergrund treten kann.

⁴⁵ Die Interpretative Subjektivierungsanalyse ist eine Methode der Hermeneutischen Wissenssoziologie, die darauf abzielt, die Zusammenhänge zwischen Diskursen, Subjektivierungskontexten und menschlichen Selbstverhältnissen zu untersuchen. Die Hermeneutische Wissenssoziologie betrachtet soziales Wissen als dynamisch und kontextabhängig, und sie setzt hermeneutische, interpretative Verfahren ein, um die Bedeutungszusammenhänge und interpretativen Prozesse im sozialen Raum zu verstehen. Dabei möchte sie zum einen eine Sozial- und Gesellschaftstheorie entwerfen, zum anderen „das Handeln von Menschen und (Menschen in) Organisationen“ verstehen, wodurch die Hermeneutische Wissenssoziologie gleichermaßen wie notwendigerweise an dem Einzelfall der Praxis wie an dem dahinterstehenden theoretischen Typus interessiert ist und somit Praxis und Theorie vereint. Vgl. Reichertz, „Hermeneutische Wissenssoziologie“, S. III–125.

⁴⁶ Ebd., S. 117–118.

Eine solch relationale Forschungsausrichtung schafft durch das Priorisieren einer kontingenten, situativen und unvorhersehbaren Relation zwischen dem Betrachter und dem Betrachteten ein Gleichgewicht, das für Forschung richtungsweisend sein soll. Nach dieser Argumentation plädiere ich dafür, den Begriff der Positionalität zugunsten der Konzepte der Relationalität und Prozessualität zu verwerfen. In einem abschließenden Punkt soll nun das Konzept der Prozessualität auch den Prozess des isolierteren Schreibens abseits des Forschungsfelds – der nachträglich vollzogen wird – rekontextualisieren und somit die Faktoren Zeit, Dauer und Retrospektion hinsichtlich Fragen der Positionierung hervorheben.

Einmaligkeitscharakter der Positionalisierung

Im Laufe der Feldforschung können sich für Forscher*innen nicht nur eigene Identitätskategorien neu ordnen, umdeuten und in ihren Relationen verschieben – auch die eigenen Perspektiven können sich durch solche Resignifikationen über einen längeren Zeitraum hinweg verändern. Prozessualität ist daher ein zentraler Aspekt in der Kritik am Positionalitätsgestus, der meines Erachtens im retrospektiven Akt des Fest/Schreibens häufig die zeitliche Dimension von Positionalisierungen vernachlässigt und gedanklich ausblendet. Durch die impliziten Anforderungen, dass ‚Autor*innen‘ ihre Situiertheit im Schreiben sichtbar machen sollen, wird die Reflexion erst nachträglich an den Schreibtisch verortet. Wie bereits thematisiert, führt eine solche Praktik dazu, die eigentliche Auseinandersetzung eigener Situiertheit in Bezug auf das Feld zu vernachlässigen. Somit produziere eine Positionalitätsbekundung zwangsläufig folgendes Dilemma: Entweder bediene sie als zuspätkommendes Statement eines akademischen ‚Malen-nach-Zahlen‘ solipsistischer Geworfenheit

Kritik der Positionalität

nachträglich eine Erwartung oder sie schließe als vorausseilendes Statement vorzeitig Türen für Veränderungen, wie Robertson aufzeigt:

Writing as ‚a [name the category]‘ may serve to position or locate an anthropologist within the academy’s paint-by-number landscape, but going to do fieldwork ‚as a [name the category]‘ is an a priori position that can effectively render an ethnographer impervious to intellectual, aesthetic, and emotional transformations and challenges from new encounters, acquaintances, and experiences.⁴⁷

Die eigene Positionierung muss innerhalb der Forschungszeit als aushandelbares und situatives Konstrukt in das Forschungsverhalten einbezogen werden, das nicht erst im Prozess des Schreibens als Metareflexion Einzug erhält. Die einmalige Ereignishaftigkeit einer Positionalisierung im nachträglichen Verfassen wissenschaftlicher Arbeiten ergibt wenig Sinn. Positionierungen (im Plural) müssen einer Prozesshaftigkeit unterliegen, die alle Phasen des Forschens und Schreibens kontinuierlich begleiten und Veränderungen gegenüber dabei offenbleiben. Entsprechend plädiere ich dafür, eine Positionalitätsbekundung nicht isoliert in der Einleitung oder einem vorausgehenden Kapitel zu formulieren – und somit selbst einmalig im Textdokument zu verorten –, sondern im gesamten Textverlauf kontinuierlich auf jene Momente zu verweisen, in denen Re-Positionierungen spürbar wurden und zu Irritationen, Umdeutungen oder Neuausrichtungen führten. Somit soll die zeitliche Entwicklung von Resignifikationen nachgezeichnet und ein mögliches Hadern mit der eigenen Situiertheit – durch die Tatsache, dass diese immer wieder mitgedacht werden muss – in je neuen Kontexten schriftlich eingefangen werden. Denn auch im Schreiben selbst fungiere ich mit Foucault gesprochen vielmehr als Experimentatorin, da der Prozess der Veränderung und der Resignifikation auch hier erwünscht sein

⁴⁷ Robertson, „Reflexivity Redux“, S. 790.

sollte. Mehr noch, Veränderungen sollten im besten Fall sogar Ziel gelungener Forschung sein:

Ich bin ein Experimentator und kein Theoretiker. Als Theoretiker bezeichne ich jemanden, der ein allgemeines System errichtet [...] und es in immer gleicher Weise auf unterschiedliche Bereiche anwendet. Das ist nicht mein Fall. Ich bin ein Experimentator in dem Sinne, daß ich schreibe, um mich selbst zu verändern und nicht mehr dasselbe zu denken wie zuvor.⁴⁸

(Selbst-)Positionalität erscheint als restriktiver Begriff – assoziiert mit Starrheit, Unbeweglichkeit, Unveränderbarkeit und Eindeutigkeit – und ignoriert somit zentrale Verständnisse von Relationalität und Performativität. Stattdessen sollte das Konzept und der Begriff zugunsten von Konzepten und auch Begriffen der Bewegung, Resignifikation und Relationalität ersetzt werden. Die Idee einer ständigen Re-Positionierung innerhalb von Beziehungen, die sich in und durch geteilte „un/shared spaces“⁴⁹ konfigurieren, sollte aus methodologischer Perspektive ernst genommen werden. Den Begriff der Positionalität hinter mir lassend, verwerfe ich selbstverständlich nicht den wohlintendierten Ansatz zur Gänze, sondern eher seine häufig gehandhabte Umsetzung. Mit der Überzeugung einer situationsgebundenen und für Veränderungen offenen Relationalität möchte ich nachfolgend auszugsweise Beispiele aus meiner eigenen Forschung offenlegen, in denen Re-Positionierung stattgefunden hat.

⁴⁸ Foucault, Michel: *Der Mensch ist ein Erfahrungstier*. Frankfurt a. M. 1996, S. 24.

⁴⁹ Price, Margaret: „Un/shared space: the dilemma of inclusive architecture“, in Boys, Jos (Hg.), *Disability, Space, Architecture. A Reader*. New York 2016, S. 155–172, hier: S. 161–162.

Momente von Re-Positionierungen – Beispiele aus der eigenen Forschung

Nach der theoretisch ausgerichteten Methodenreflexion und -kritik an Umsetzungen von Positionalitätsbekundungen veranschauliche ich nun exemplarisch Momente der Re-Positionierung des Selbst aus eigener Forschungszeit, indem ich durch Begegnungen mit Sportler*innen Formen relationaler Re-Positionierungen veranschauliche. Der konsequente Einbezug relationalen Denkens sowie eine praktische Umsetzung der Ansätze des relationalen Modells von Behinderung im Forschungsfeld führten dazu, dass ich im Trainingslager über die Tage hinweg im direkten Kontakt mit den sehbehinderten Sportler*innen lernte, wie ich dazu beitragen kann, Behinderung situativ zu nivellieren. Behinderungen wurden unter anderem durch mein Verhalten situativ hervorgebracht, das ich über die Zeit anpassen und ändern konnte. Somit durfte ich erfahren, wie das Verständnis des relationalen Modells in Begegnungen realisiert werden kann und wie dieses selbst in kleinen Momenten konkreter Mit- und Umweltgestaltung spürbar wird. Samuel, sehbehinderter Skiathlet, teilte mir etwa nach einigen Tagen des nötigen Vertrauensaufbaus mit, dass er sich wünsche, keine Hilfe beim Beladen des Autos mehr von mir angeboten zu bekommen, da er sich dadurch verstärkt auf seine Behinderung reduziert fühle und ja auch sonst ohne mich zu-rechtkommen würde. Außerdem würden ihm Hilfsangebote teilweise den Eindruck vermitteln, sein Gegenüber wäre nicht geduldig und würde ungern warten, bis Samuel ertastet hat, wo er seine Skier im Auto verstauen kann. Die direkte Aussprache seiner Wünsche ermöglichte uns gemeinsam, eine Um- und Mitwelt zu schaffen, in der er sich durch mein nun angepasstes Verhalten weniger behindert fühlte. Andere Male wurde ich gebeten, lauter zu sprechen, Sachverhalte oder von mir Gesehenes präziser zu beschreiben oder eine sehbehinderte Person bei einem gemeinsamen Spaziergang zu führen,

indem sie ihre Hand auf meine Schulter legte. Bei einem Besuch in einem Café, das drei Tageskuchen anbot, erklärte die Kellnerin auf Nachfrage nach dem Kuchenangebot, diese seien in der Auslage sichtbar. Nachdem sie über die Sehbehinderungen einiger Gäste aufgeklärt wurde, reichte sie den Kuchen zum Riechen. Ein weiterer Moment situativen Abbaus von Barrieren durch mein kontextbezogenes und angepasstes Verhalten ergab sich ebenfalls im Paraskialpin Trainingslager. Lars, ebenfalls sehbehinderter Skiathlet, bat mich, mich ihm von der linken Seite zu nähern und mich im Gespräch an seiner linken Seite zu positionieren. Lars erklärte, dass er auf dem rechten Auge blind sei und auf seinem linken eine Hemianopsie bestehe, durch die er nur auf der linken Seite des linken Auges sehen könne. Annäherungen von der rechten Seite würden ihn teilweise erschrecken und bei frontaler Konversation müsse er seinen Kopf schräg legen und hätte deswegen oft Nackenschmerzen. Meine konkrete ‚Ausrichtung‘ auf die Welt und unsere gelebte Erfahrung eines inter-embodiments belegt die Relevanz relationalen Denkens und situativer Neuausrichtung. Ich vollzog im wahrsten Sinne des Wortes eine Re-Positionierung und rückte an Lars’ linke Seite. Die Positionierung damit abzuschließen, mich als nicht-behinderte Person zu benennen, mag ein erster wichtiger Schritt der Selbstreflexion und Sensibilisierung für meine eigene Weltanschauung und Erfahrung sein – als forschungspraktische Handlung erweist sich eine solche Praxis jedoch als wenig hilfreich.

Mit dem Soziologen Theodore Schatzki übernehme ich im Zuge meines Vorschlags von Relationalität als alternatives Konzept zur Positionalität abschließend die Annahme intersubjektiver Bedeutungen, da die „organization of an integrative practice“, in den Praktiken selbst, also „out there in the practices themselves“ liegt,

Kritik der Positionalität

„as opposed to in here ,in the minds of the actors“.⁵⁰ Hierbei ist Verständnis kein rein individuelles Phänomen, sondern es entsteht durch die Teilnahme an sozialen und kollektiven Praktiken:

A person acquires this understanding through the exposure to and participation in the practice whose actions express it. Once acquired, moreover, she perpetuates the practice by performing actions that signify the same understanding. The understanding, consequently, was and continues to be ,out there' in the expanding manifold of behaviors. It is also, of course, ,in her' in a way that the wider organization of an integrative practice cannot be. But it lodges there through her introduction into and exposure to past components of the continuing practice whose present constituent behaviors continue to express it.⁵¹

Somit verankert sich die Praxis des relationalen Modells von Behinderung, der Relationalität und des Re-Positionierens in den spezifischen Interaktionen mit anderen Menschen, in denen ich von ihnen lerne, mich relational ausrichte, dieses Wissen übernehme und weiterführe. Zusammenfassend betrachte ich Forschung als stetigen Prozess relationaler Re-Positionierung, die zu Beginn, während und auch im abschließenden Prozess der Verschriftlichung andauert und darüber hinaus andauern muss.

⁵⁰ Schatzki, Theodore: *Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social*. Cambridge 1996, S. 105.

⁵¹ Ebd., S. 106.

Backhausen

Elena Backhausen, M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Film-, Theater-, Medien- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Theaterwissenschaft) sowie im Sonderforschungsbereich 1482 *Humandifferenzierung*, Performance Studies und Philosophy, Dis:ability Studies, Relationalität, kritische Methodologie, Sehbehindertensport und Un:abhängigkeit als Performanz.

Backhausen, Elena: Kritik der Positionalität – Plädoyer für eine relationale Forschungspraxis und Verortung in den Sozial- und Kulturwissenschaften, in: Adam Czirak, Theresa Eisele (Hg.): *Thewis*. Online-Zeitschrift der Gesellschaft für Theaterwissenschaft, Vol. 12, Ausg. 1 (2025), S. 108-132, DOI 10.21248/thewis.12.2025.155